

Liechtensteiner Volksblatt

Ercheint jeden Mittwoch und Samstag.

Bezugspreis: für das Inland jährlich 9 Fr., halbjährlich 4.50 Fr., vierteljährlich 2.50 Fr.; für die Schweiz, Österreich u. Deutschland jährlich 13.— Fr., halbjährlich 6.80 Fr., vierteljährlich 3.50 Fr.; für das übrige Ausland jährlich 15.— Fr., halbjährlich 7.80 Fr., vierteljährlich 4.— Fr. Bestellungen nehmen entgegen: Im Inlande die betreffenden Zeitungsboten, im Auslande die nächstgelegenen Postämter oder die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz die Buchdruckerei J. Kuhn, in Buchs (Rheinthal).

Einrückungsgebühr im Inland die sechspaltige Kleinzeile 15 Rp.; für Reklamen 30 Rp.; Ausland 20 Rp., bezw. 40 Rp. Einwendungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz einzufenden.

Ansprache

der Schweizerischen Bischöfe an die Gläubigen ihrer Diözesen auf den Eidgenössischen Welttag 1920.

Die vereinigten Bischöfe der Schweiz allen Gläubigen ihrer Diözesen Gruß und Segen im Herren.

Geliebte Diözesanen!

Am Tage, da das gesamte Volk der Eidgenossen dem Allmächtigen im Gebete huldigt, ihm dafür dankt, daß mitten in der Brandung des Weltkrieges die Schweiz ein Eiland des Friedens und der verschmelzenden Liebe bleiben durfte, empfinden wir es als unsere Pflicht, auf das Hirtenhirtenwort des Hl. Vaters vom 23. Mai 1920 hinzuweisen. In wahrhaft apostol. Worten redet er darin vom Frieden. Der Stern des Friedens, von den Guten gewünscht, von den Frommen erbetet, von den Tränen der Mütter herbeigeführt, habe endlich begonnen, den Völkern aufzugehen. Wo noch seien viele kleine alten Gottes vorhanden. Wenn gegenseitige Liebe den Haß nicht löst, könne der Friede trotz aller Verträge keinen Bestand haben. Nun sei aber das Christentum das „Evangeliem des Friedens“. Einander lieben, einander verzeihen, einander Gutes tun, sei eine Pflicht, die der Heiland und die Apostel mit allem Nachdruck eingeschärft. Solcher Liebe Vorbild sei der barmherzige Samaritan. Mit bewegten Worten mahnt der Papst einerseits nichts zu unterlassen, um den Kranken zu helfen, die Opfer des Krieges zu unterstützen; andererseits alles zu vermeiden, was gegenseitig reizen und verbittern könnte. Diese Mahnung richtet der Hl. Vater besonders eindringlich an die Männer der Presse. Der Geist der Liebe müsse herrschen nicht nur von Mensch zu Mensch, sondern auch von Volk zu Volk und müsse auch die Seele der Verträge bilden.

Zudem wir, vielgeliebte Brüder, mit diesem hochherzigen Ruf nach Friede und Versöhnung, der vom Stuhle Petri in die Welt erging, auch unsere Stimme vereinigen, sehen wir uns veranlaßt, Euch vor einem Geiste zu warnen, der mehr als jeder andere den Frieden und die Versöhnung zu stören sucht. Es ist der Geist der Revolution, des Umsturzes, als dessen vornehmster Träger heute der Sozialismus oder Kommunismus sich selbst bezeichnet. Obwohl die Kirche schon oft vor ihm gewarnt, gilt doch das Wort des Propheten: „Hörst du ohne Aufhören, wie eine Posaune erhebe deine Stimme“ (Hl. 58, 1). Dazu kommt noch der Umstand, daß der Sozialismus sein wahres Antlitz weder immer noch überall ganz zeigen läßt, ja sogar daß er Unersahrene mit dem Schein hellant zu betören sucht, er, der Sozialismus, sei der wahre Sohn des Christentums. In Wirklichkeit ist er sowohl in seiner Grundlage, als in seinen Hauptzielen und in seiner vollen Auswirkung der schärfste Abfall und Gegensatz zum Christentum.

1.

Der große Papst Leo XIII. erklärte in seinem Rundschreiben vom 28. Dezember 1878 „Ueber

Die Tochter des Ministers.

Roman von Ernst Georgy.

(Nachdruck verboten)

Es war ihm eine Wohlthat, als er gegen den Wind durch die Gegend fuhr. Ein wahres Fieber verzehrte ihn und, den Hut in der Hand haltend, legte er den glühenden Kopf der frischen, von der See geseucheten Luft aus. Und dann, als sie in dem kühlen kleinen Bad an der Riviera anlangten, begab er sich auf die Suche. Schnell ergriff er die beiden Damen, die auf dem dem brandenden, mit weißem Wellenschäumen überschütteten, tiefblauen Meer hinausführenden Terrasse eines Luxushotels saßen, von hohen Palmen umschattet.

Gertrud war nicht zu erblicken. „Dienstboten sitzen nicht am Herrschaftstisch“, erwiderte er bitter, „aber ich werde ihr die Stellung wieder geben, die der Tochter des Ministers zukommt.“ Mit entschlossenen Schritten näherte er sich dem Bilde, auf dem die Damen in vollen Lagen die Schönheit der Natur genossen. „Nennen Sie den Herrn, der da so auffällig überblickt und jetzt auf uns zukommt, Frau Gertrud?“ „Unwillig riß diese den Blick los von den male-

die Sekte der Sozialisten oder Kommunisten“. „Zwischen ihren falschen Lehren und der reinen Lehre Christi ist ein so großer Widerspruch, wie er größer gar nicht sein könnte. Denn, welche Gemeinschaft hat die Gerechtigkeit mit der Ungechtigkeit? Oder wie kann sich Licht zur Finsternis gesellen?“ (2 Cor. 6, 14.)

Unvereinbar mit dem Christentum ist die Hauptgrundlage des Sozialismus: der vollkommene Unglaube oder Atheismus. Keine gottesgefällige Kirche, keine übernatürliche Erlösung durch Christus, kein jenseitiges Gericht, keine Willensfreiheit, keine Unsterblichkeit, keine geistige Menschenseele, keine Vorsehung, kein Gott: dieses furchtbare Nein, diese entsetzliche Empörung gegen den Himmel ruft der Sozialismus in die Welt. Da können die Worte des Propheten gelten: „Er wird sich erheben und groß tun wider jeden Gott und wider den Gott der Götter wird er groß sprechen. Er wird den Gott seiner Väter nicht achten. . . und noch keinem Gotte fragen; denn er wird sich wider alles auflehnen.“ (Daniel 11, 26, 27). Wohl sagen sie: „Religion ist Privatsache.“ Es ist, als wenn die Lawine betenern würde: „Für Mensch und Baum und Haus, die ich im Sturm berührt, ist es Privatsache, weiter zu existieren“ — die Lawine setzt sie fort. Und wie einst Holofernes auf seinem Siegeszuge alles vernichtete, auch die religiösen Stätten, die heiligen Räume umhieb, so liegt es in der Folgerichtigkeit und im System des Sozialismus, nicht nur dem Christentum immer fremd und fern zu sein, sondern es zu bekämpfen und auszuwischen.

Unvereinbar mit dem Christentum sind gewisse Grundforderungen des Sozialismus. Es soll das Privateigentum abgeschafft werden; nur so schaffe Arbeit aber das Christentum? Freilich, es brandmarkt den sündhaften Erwerb, den ungerächten Besitz und die Verwendung des Vermögens ohne Rücksicht auf das Gebot der christlichen Nächstenliebe. Feiertlich verkündet aber das Gebot vom Sinai auch: „Du sollst nicht stehlen; du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. . . noch alles, was sein ist.“ (Exodus 20). Christus hat dieses Gebot ausdrücklich bestätigt (Mt. 19, 18). Die Kirche hat das Recht auf Privateigentum stets geschützt.

In seinem berühmten Rundschreiben über die Arbeiterfrage hat Leo XIII. die Forderung des Sozialismus auf Abschaffung des Privateigentums verworfen und erklärt, wer die soziale Frage lösen wolle, müsse von dem Punkte ausgehen, der gerechte Privateigentum sei unantastbar. Auch Papst Pius X. betonte, der Mensch habe einen naturrechtlichen Anspruch nicht nur auf den Gebrauch, sondern auch auf den Besitz von Gütern, nicht nur auf Verbrauchsgüter, sondern auch auf andere, gleichviel ob sie durch Erbschaft, durch Arbeit oder durch Schenkung erworben seien (Motu Proprio 18. Dezember 1903).

Unvereinbar mit dem Christentum ist der Sozialismus, weil er die Familie in der Wurzel zerstören will. Der Ehe nimmt er die Heiligkeit, indem er sie des sakramentalen Charakters und der unantastbaren Würde entkleidet. Die Hl. Schrift aber sagt: „Die Ehe ist ein großes Sakrament, ich sage aber in Christus und in der Kirche“ (Ephes. 5, 32); und wiederum: „Ehebar sei die Ehe in allem“ (Hebr. 13, 4). Der Sozialismus nimmt

der Ehe die Unauflöslichkeit. Die Hl. Schrift aber sagt: „Was Gott verbunden, soll der Mensch nicht trennen“ (Mt. 19, 6).

Der Sozialismus zerstört das vierte Gebot Gottes, die Rechte und Pflichten der Eltern und Kinder gegeneinander, indem er die unbefangene Gleichheit aller verkündet. Das Christentum aber sagt, daß die Menschen zwar gleich sind, insofern alle die gleiche Natur haben, zur gleichen Würde der Gotteskindschaft berufen sind, bestimmt für das gleiche ewige Ziel, unterworfen der gleichen Gerechtigkeit im Diesseits und Jenseits, daß es aber dabei gerade in der Familie eine Verschiedenheit an Recht und Gewalt gibt, die von Gott stammt, „von dem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden herkommt“ (Ephes. 3, 15). Es gebietet: „Kinder, gehorcht euren Eltern im Herrn. . . Ehre deinen Vater und deine Mutter, denn das ist das erste Gebot mit der Verheißung, daß es dir wohl gehe und du lange lebst auf Erden. Und ihr Väter, erbittet eure Kinder nicht, sondern erziehet sie in der Lehre und Zucht des Herrn“ (Ephes. 6, 1—4).

Endlich verkündet der Sozialismus das unbefangene Recht auf Revolution und die Abschaffung der staatlichen Regierungsgewalt. Unter steter Kampftätigkeit des Klassenhasses treibt er zur Gewalttätigkeit gegen Schuldlose, zum entsetzlichen aller Kriege, zum Bürgerkrieg. Die Hl. Schrift aber sagt: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer sich demnach der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersteht sich der Anordnung Gottes; und die sich widersetzen, ziehen sich selbst die Verdammnis zu. . . Gebet also Gott, dem Herrn, dem Herrn Christus, dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ (Mt. 22, 21). Eigenmächtige, willkürliche Revolution gegen die rechtmäßige Regierung erklärt die katholische Kirche für unerlaubt. Andererseits ermahnt die Hl. Schrift die Inhaber der Gewalt: „Von dem Herrn ist euch die Macht gegeben. . . der eure Werke untersuchen und eure Gedanken erforschen wird. Denn wenn ihr als Diener seines Reiches nicht recht gerichtet, das Gesetz der Gerechtigkeit nicht beobachtet und nach dem Willen Gottes nicht gehandelt haben, wird er schrecklich und schnell über euch kommen. . . denn einem Geringeren widerfährt Barmherzigkeit; aber die Mächtigen werden mächtig gestraft werden.“ (Weisheit 6, 4—7).

So liegt es im System und in der Folgerichtigkeit des Sozialismus, mit allem aufzuräumen, was das Christentum stets mit seinen Lebensnerven geschützt hat: Gott, Seele, Religion, christliche Schule, Privateigentum, Ehe, Autorität, väterliche und staatliche Gewalt, Gehege und Einrichtungen, soweit sie nicht sozialistischen Ursprunges sind, sind der Abschaffung und Zerstörung geweiht. Der Sozialismus hält sich für den Herrn der nächsten Zukunft. Was er durch den ehernen Gang der Dinge nicht erreicht, will er erzwingen durch Drosselung und Gewalt. Kühn erhebt er sein Haupt, rasselnd ist sein Mähen, groß die Zahl seiner bewachten und unbewachten Helfer. Und wenn dann am Bau der bürgerlichen Gesellschaft der Mörkel abgeschlagen, die Fugen gelöst, die

Wächter auf der Zinne betört sind, wenn die Stützen wanken, die den Giebel trugen, wenn selbst die Fundamente bersten, dann broht weithin jäher Einsturz.

2.

Bei dieser Sachlage bitten und beschwören wir diejenigen, in deren Hand das öffentliche Leben liegt, dem Sozialismus oder Kommunismus als solchem jede Förderung zu verweigern.

Eine Förderung wäre es aber, wollte man das Staats- und Familienleben, das Unterrichts- und Erziehungswesen in der Weise gestalten, daß die christliche Religion dabei zu Schaden käme. Das Ungeheuer der Revolution von Zeit zu Zeit mit dem Bajonett zurückdrängen, hilft nicht. Den Willkürherrscher man nicht, indem man unter dem Tal rasche Notdämme aufwirft; im Gebirg, im ersten Einzugsgebiet sind Verdaunungen anzulegen. Viel Idealismus lebt im Volke. Aber wird es Ordnung und Ordnung gebührend achten, wenn auf den Lehrstühlen und in der Presse ein Geist herrscht, der das Christentum herabwürdigt, wenn die Autorität von heute aus der Revolution von gestern stammt, wenn der Besitz von heute den Raub von gestern verheißt? Wird das Volk in seiner Lebenshaltung bescheiden, genügsam sein, wenn die oberen Schichten maßlos geizen? Wird es zufrieden und opferwillig arbeiten, wenn andere in unerfättlicher Selbstsucht dem Wucher und der Ausbeutung ungeschändet fröhnen dürfen? Wird es Pietät und Aufhängigkeit nach oben betätigen, wenn von dort nur Unverständnis, Geringschätzung, Mißachtung kommen, wenn es nur Sockel sein soll für die Reichen und Großen? Soll das öffentliche Leben, soll Staat und Gesetz anders und besser werden, so müssen zuerst die Grundlagen umgestaltet werden. Denn Verfassung und Gesetz wachsen, wie ein Pflanzling des heidnischen Altertums sagt, nicht aus den Felsen und Eichen heraus, sondern aus der Sinnbarkeit der Staatsbürger (Plato, der Staat 8, 2). Soll wieder ein Geschlecht entstehen, das opferwillig, vaterländisch denkt und handelt, wird in Gesellschaft, in Familie und Schule ein neuer Geist, ein neues Pfingstenflammen müssen. Oder will man, hartnäckiger als Antiochus, auch dann seinen Sinn nicht ändern, wenn die Gesellschaft bereits gelähmt und in Zerstückung ist? Sichert man dem das Heilmittel mehr, als man die Pestung wünscht?

Eine Förderung des Sozialismus oder Kommunismus wäre es auch, wollte man die Freiheit der Kirche unterbinden und sie hindern, unter den Menschen ihre vollen Segenskräfte der Wahrheit und Gnade zu entfalten. Die Werte der Freiheit ist zu kostbar und zu teuer erkauft, als daß sie jedem wahllos und schrankenlos preisgegeben würde. Die Freiheit darf nicht gehen bis zur Selbstvernichtung. Wo sie die Fahne des allgemeinen Umsturzes entrollt, wo sie die Brandfackel der Zerstörung schwingt, wo sie den Rahmen der öffentlichen Ruhe und Ordnung leichtfertig sprengt, wo sie zur „Freiheit des Unterganges“ werden will, möge ihr ein Halt geboten werden. Aber unbegreiflich wäre es, wollte der Staat die Freiheit derjenigen beschränken, die Ruhe und Ordnung halten und schützen, in deren Herz und Kirche neben der Hl. Ampel der Gottesliebe auch die geweihte Ampel der Vaterländische leuchtet. Daß diese Einsicht im Geist und Gemüte aller Eidgenossen sich immer mehr Bahn breche, ist un-

rischen Festsitzen, gegen welche hohe Wasser-massen tosend herandrängen und dann in sprühender Gischt verschäumen. „Nein! Was mag er wohl wollen? Er sieht recht angenehm und fein aus.“

Nur darauf stand er vor ihnen und zog den Hut. „Habe ich die Ehre, Frau Baronin von Gram-nich vor mir zu sehen?“

„Ja!“ bestätigte diese.

„Dann gestatten Sie mir gütigst, daß ich mich vorstellen: Doktor Ernst Hoerne aus Baden-Baden.“

„Wie? Doktor Hoerne aus Baden-Baden? Dann sind Sie wohl der Inhaber des bekannten Sanatoriums Schloßblid?“ fragte sie belebt.

„Der bin ich allerdings“, entgegnete dieser.

„Welch ein Zufall!“ rief sie erfreut. „Dann habe ich Ihnen herzlich zu danken, Herr Doktor, denn Sie haben meine Tochter, die Frau Senator Horstbeden, gründlich geheilt.“

Er lächelte zerstreut, ungeduldig. „Ich bin sehr erfreut über Ihre Lob, nehmen aber, daß ich von dieser Verwandtschaft nichts ahnte.“

„Meine liebe Freundin, Fräulein Wald!“ stellte die Baronin die Gesellschaftlerin vor und machte eine einladende Handbewegung. „Wer setzen Sie sich zu uns als Landsmann und sagen Sie uns, welchen Huet oder vielmehr — womit wir Ihnen irgendwie dienlich sein können.“

Doktor Hoerne verneigte sich vor der Gesellschaftlerin, die ihn noch immer misstrauisch mißsterte. „Ich gestatte mir, Ihrer gütigen Aufforderung nachzukommen, Frau Baronin. Ein eigenartiges Wiedersehen hat mir die Gewißheit gegeben, daß die älteste Tochter des Ministers Meinhard — Fräulein Gertrud Meinhard — sich in Ihren Diensten befindet“, sagte er mit etwas erregter Stimme und bemerkte das Staunen, ja, das Entsetzen auf den Gesichtern der Damen.

„Wie? Was? Meine Gertrud ist die Tochter eines Ministers?“ rief Frau von Gram-nich.

„Unsere Jungfer ist aus vornehmem Hause?“ war die Frage der Wald.

„Allerdings, meine Damen!“

„Also habe ich mich doch nicht getäuscht, wenn ich in ihr immer etwas ganz Besonderes sah!“

„Ja, das ist aber doch unerhört!“ schalt die Wald. „Was muß da vorgefallen sein, daß so etwas möglich ist? Wir haben das Mädchen als Stewardess auf einem Dampfer, der von Buenos Aires nach Genoa fuhr, kennen gelernt.“

„Es liegen eigenartige Familienverhältnisse vor“, sagte Doktor Hoerne, „aber was ich Ihnen angab, ist gewiß, ist ebenso zweifellos, wie Fräulein Meinhard eine makellose Person ist.“

„Daran zweifle ich gar nicht, im Gegenteil, ich habe sie nie für etwas anderes gehalten“, erklärte die Baronin ernst. „Und nun wird mir das ganze

Trauerpiel klar.“ Sie wandte sich an ihre Gesellschaftlerin. „Waldchen, wie ich vermutete! Das trichte Mädchen hatte ihr Herz an diesen um die Ecke gegangenen Offizier gehängt und sich um seinerwillen mit ihrer Familie überworfen. Jetzt, da er seinem verheulenen Leben ein Ende gemacht hat, holt man sie zurück. Das ist doch sicher Ihre Aufgabe, Herr Doktor?“

„Leich starre er sie an. „Was meinten Sie soeben? Ist Wiesener tot? Das heißt — ich meine — ich sprache von einem Offizier.“ stieß er hervor.

„Gewiß, er erkrankte sich in Reichenhall, im Mai dieses Jahres, nach einem Wiedersehen mit Gertrud.“

Hoerne sprang auf und setzte sich wieder schweigend hin. „Und wie ertrug sie es? Wie trägt sie es?“

Die Damen tauschten einen Blick, schüttelten die Köpfe und zögerten mit der Antwort.

Der junge Arzt bemerkte das und er verstand ihre Unschlüssigkeit. Er lockerte den Fragen, atmete tief und sagte: „Gertrud Meinhard war die Gesellschaftlerin meiner teuren toten Mutter. Sie war mir — sehr viel; aber als ich von meiner damaligen weiten Reise zurückkehrte, war sie verschwunden. Seither suche ich sie — suche sie — in der ganzen Welt.“

Er schwieg überwältigt. Die greise Baronin hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. In auf-

ser Wunsch und unser inniges Gebet zu Gott am hochfeierlichen Tage, da die Eidgenossen gemeinsam vor Gott, dem Herrn, sich betend neigen.

Euch aber, hochwürdige Seelherren, bitten wir, erklärt dem Volke, daß wir jederzeit für die soziale Besserstellung des Volkes einzustehen bereit sind, daß wir aber niemals billigen können, daß dieses Ziel mit unerlaubten Mitteln angestrebt werde, wie Aufruhr, ungerechte Arbeitseinstellung, Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten gegen Arbeitswillige und dergleichen mehr; macht das Volk aufmerksam auf die Gefahren, die von Seite des Sozialismus drohen. Die Aufklärung eines Volkes ist schwer, aber möglich, und heute leichter als früher. Tage des Leidens sind Tage der Erleuchtung. Eine einzige Sturmnacht läßt tausend Reime reifen. Manches Feld ist reif geworden zur Ernte. Der Brand des Weltkrieges hat Licht auf Wahrheiten geworfen, die früher dunkel schienen und nicht verstanden werden wollten. Mögen alle Christen es immer wieder beherzigen: Die irdischen Güter sind weder die einzigen, noch die höchsten. Der Heiland, der, da er reich war, selbst arm geworden ist (2 Cor. 8, 9), ruft uns zu: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch hinzugelegt werden“ (Mt. 6, 33). Der hl. Paulus brandmarkt das maßlose Streben nach Geld und Gut mit den Worten: „Die Wurzel aller Uebel ist die Habgucht; einige, die sich ihr ergaben, sind vom Glauben abgefallen“ (1 Timoth. 6, 10). Und der Prophet Jsaías ermahnt zu tatkräftigem Christentum mit den Worten: „D daß du in Acht genommen meine Gebote! Dann wäre dein Friede wie ein Strom geworden, und deine Gerechtigkeit wie die Abgründe des Meeres“ (Jf. 48, 18).

Dem siegreichen Holofernes unterwarfen sich einst die Länder und Städte der Reihe nach; sie empfingen ihn sogar freudig mit Fackeln, mit Reigen und Kränzen. Aber obwohl sie dieses taten, konnten sie doch die Grausamkeit seines Verzehrens nicht befähigen (Judit 3, 9-11). Nur eine kleine Stadt, der Schlüssel zum hl. Lande, Bethulia rüstete sich mutig zum Widerstand. Hier scheiterte die Kriegsmacht des gewaltigen Holofernes, hier fiel sein Ruhm und sein Haupt.

Bethulia, das sich dem Holofernes von heute, dem Sozialismus, entgegenstellt, sei du, katholisches Volk! Das feste Bollwerk deines Gewissens soll dem Herold des Antichrist trotzen. Erkenne unter dem Schafskleide der Schmeicheltreden den reißenden Wolf, der alles verschlingen will: Privateigentum, Familie, Autorität, Religion. Wenn er dir die ganze Welt verspricht, falle nicht nieder, ihm zu hulbigen. Verteidige, baue den Tempel katholischen Lebens. Baue ihn wie die Säulen in angustia temporum — trotz der Zeiten Ungunst (Dan. 9, 25); baue ihn, auch wenn man dich bedrückt und umzingelt; denn nicht dem Furchtsamen, sondern dem Mutigen ist der Himmel vorbehalten. Baue ihn nicht neben, sondern auf das Kreuz. „Das Kreuz“, sagt der hl. Hieronymus, „ist die Säule des menschlichen Geschlechtes; an dieser Säule ist sein Haus errichtet“ (Ueber den Psalm 95). Und der hl. Geist gibt uns die Versicherung: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube“ (1 Jo. 5, 4).

Als einst über das mächtige Römerreich die Sturmwooge der Völkerwanderung hereinbrach, klagte der hl. Hieronymus: „Durch unsere Sünden sind die Barbaren stark, durch unsere Fehler wird das römische Heer besiegt. Das Römerreich bricht zusammen, aber die Ursachen unserer Uebel schneiden wir nicht ab“ (Epist. 35). Um das Unheil des Sozialismus fern zu halten, scheuet auch Opfer nicht. Wir sagen daher denjenigen, die in den Reichen des Sozialismus stehen, sei es, daß sie sich zu dessen Verbräuterung und Wesen bekennen, sei es, daß sie aus gewissen Rück-

sichten und Befürchtungen widerwillig mitmachen, ihnen allen sagen wir mit dem Propheten: „Flehet aus Babylon!“ (Jeremias 50, 8). Bildet eine gemeinsame, eine geschlossene, eine katholische Front gegen den Unkraut. Oder was wollet ihr, auch nur als Mitläufer, unter einem Banner marschieren, das die Kirche nicht segnet, sondern verurteilt? Was wollet ihr durch irgendwelche Mitwirkung die Reichen derjenigen verstärken, deren Weltanschauung und deren Hauptziele durchaus widerchristlich sind?

Auf Grund obiger Darlegung sehen wir uns, wie die Bischöfe anderer Länder, veranlaßt, unsere Glaubensbrüder vor dem Eintritt in sozialistische Vereine und Verbände ernstlich zu warnen und für den Bereich unserer Bistümer folgende Richtlinien aufzustellen:

1. Wer zum Sozialismus als System, zu seinen Grundanschauungen und Hauptzielen sich offen bekennet, oder wer offen für die sozialistische Sache kämpft und wirbt, entbehrt, solange er in dieser Gesinnung unbeherrschbar verharren will und verharrt, derjenigen Vorbedingung, welche zum würdigen Empfang eines Sakramentes unerlässlich ist.

2. Wer glaubt, aus schwerwiegenden Gründen gezwungen zu sein, einem sozialistischen Verbande anzugehören, ohne daß er zum Sozialismus als System sich bekennet oder für die sozialistische Sache wirkt (agitiert), der hat sich darüber mit seinem Pfarranten zu verständigen.

3. Wird vom Pfarranten ein vorläufiges Verbleiben als zulässig erklärt, so ist unterdessen alles zu tun und zu meiden, hauptsächlich in Bezug auf sozialistische Pressezeugnisse — damit für ihn oder andere keine schweren Gefahren der Seele erwachsen.

Wir haben pflichtschuldig diese Weisungen erlassen, um auch, geliebte Diözesanen, vor dem zeitlichen und ewigen Verderben zu bewahren, das die sozialistische Irrlehre in ihrer Auswirkung mit sich bringt.

Bei der Liebe Christi aber und bei der Wohlfahrt des Vaterlandes bitten wir euch: Betet für jene, die, von falschen Propheten unvorher, in Gefahr sind, wegen zeitlicher Vorteile ihrem hl. Glauben und der Kirche Christi untreu zu werden.

Betet für jene, die bereits in die Schlingen der sozialistischen Vereine geraten sind, auf daß sie, im Vertrauen auf Gott und Seine Vorsehung, Mut und Kraft finden, die Fesseln zu sprengen und sich von der Gesellschaft von Menschen loszusagen, die, wie die Schrift sagt, „stets murren und klagen. Ihr Mund redet stolze Worte, und sie schmeicheln den Menschen um des Gewinnes willen“.

Betet für unser geliebtes Vaterland mit dem seligen Canisius, daß Gott, der Herr, von ihm abwende wohlverdiente Strafen, gegenwärtig und zukünftige Gefahren, schändliche Empörung, Kriege, Teuerung, Krankheiten und betrübte armelige Zeiten.

Betet für die Obrigkeit, auf daß Gott sie erleuchte und stärke in allem Guten, damit sie alles fördere, was zur göttlichen Ehre, zu unserem Heile und zum gemeinen Frieden und zur Wohlfahrt der Christenheit gebräutet mag.

Und dem Gebete folge die soziale Tat. Zur Erhaltung des hl. Glaubens und zur Vinderung der vielfachen sozialen Not empfehlen wir eurer Mitbeteiligung insbesondere das Werk der Inländischen Mission, das jährliche Charitasopfer, sowie die christlich-sozialen Werte.

Möge Gott, der gütige Lenker aller Geschicke, unser geliebtes Heimatland auch im Wogenbrand der gegenwärtigen Zeit gnädig beschirmen, wie er unsere Väter behütet hat in den Jahrhunderten vergangener Jahrhunderte!

„Ihm, dem alleinigen Gott, unserem Heilande, sei durch Jesum Christum Ehre und Preis, Macht und Gewalt jetzt und in alle Ewigkeit. Amen.“ (Jud. 25).

Gegeben zu Luzern, den 29. Juli 1920, anlässlich der Konferenz der Schweizerischen Bischöfe.

† Jakobus, Bischof von Basel und Lugano, Melan.

† Georgius, Bischof von Chur.

† Robertus, Bischof von St. Gallen.

† Aurelius, Bischof von Aulica, apostolischer Administrator im Tessin.

† Viktor, Bischof von Sitten.

† Marius, Bischof von Lausanne und Genf.

† Joseph, Bischof von Betschelen, Abt von St. Maurice.

Aus dem Fürstentum.

Lawenawerk.

In der Sitzung der Lawenakommission vom 16. d. M. wurde beschlossen, den Installationsfirmen Ing. Dugader u. Steiger, Schaan, ferner Karl Zehle, Schaan die Bewilligung zur Ausführung von Hausinstallationen im Anschlusse an das Lawenawerk, zu erteilen.

Es sind daher nebst dem Lawenawerk auch die vorgenannten Firmen zur Herstellung von Hausinstallationen berechtigt.

Die Konsumenten werden im eigenen Interesse aufmerksam gemacht, daß Installationsaufträge nur an das Lawenawerk oder eine der ermächtigten Installationsfirmen zu erteilen sind, da von nicht ermächtigten Installationsfirmen ausgeführte Installationen an das Lawenawerk nicht angeschlossen werden.

Die Erteilung der Berechtigung zur Ausführung von Installationen an andere als die vorgenannten Firmen wird über Beschluß der Lawenakommission fallweise wieder verlaßbar werden.

Bauleitung

Landes-Elektrizitätswerk

„Lawenawerk“ Liechtenstein.

Lawenawerk. (Eingefandt.)

Da nun in Schaan mit den Hausanschlüssen begonnen wird, erlaubt sich der Einsender aufmerksam zu machen, daß bei diesen Anschlüssen nicht nur auf Zweckmäßigkeit, sondern auch auf Schönheit in der Ausführung geschaut werden sollte.

Werden solche Anschlüsse in absteigender Richtung zur nächst gelegenen Hausecke geführt, so verunstalten sie das Straßenbild ungebührlich, wie man es leider in schon mit Elektrizität versorgten Gemeinden nur zu oft wahrnehmen muß. ... Daasagn aepnuut. das aapae. Berteilunaaen sehr möglich getrachtet wird, die Anschlüsse in waagrechter oder aufsteigender Richtung in die Mitte des Hauses (Hausgiebel) zu führen.

Die etwaigen kleinen Mehrkosten durch eine etwas längere Inneninstallation sollte da als nur einmalige Ausgabe im Interesse des schmucken Dorfbildes wahrlich nicht gescheut werden.

Unterland.

Die in letzter Zeit stark anhaltenden Regengüsse haben das Schner Nied wieder unter Wasser gesetzt. Weit und breit erblüht man nichts als Wasser, die Straße Eschen-Schaan ist teilweise sehr hoch unter Wasser gesetzt und kann für den Verkehr nicht benützt werden, ja sogar die Straße von Mendeln-Eschen droht unter Wasser gesetzt zu werden. Weit und breit sind die schönen Tärken- und Kartoffeläcker tief unter Wasser; die Früchte gehen dem

Verderben entgegen. Hier wäre Arbeit, dringende Arbeit, Notstandsarbeit zu verrichten, dringender als manch anderes; dahin sollen unsere Landesväter ihr Augenmerk lenken.

Nach Ansicht der alten Bauern hier wird es, nach ihrer langjährigen Erfahrung bemessen, immer schlechter. Das Rheinbett erhöht sich und es strömt durch den Binnenkanal und den Eschenkanal immer mehr Wasser ins Nied hinein. Von Jahr zu Jahr wird es schlechter und wir haben nach 50 Jahren bei geringen Regengüssen das ganze Nied unter Wasser. Das Schner und Maurer Nied ist die einzige Erwerbsquelle der beiden großen Unterlandsgemeinden und es ist der ganze Wohlstand dahin, wenn nicht bald etwas geleistet wird. Der Bauer ist still dazu, allzu still, und nur in seinem Innern wächert die Sorge um sein Hab und Gut. Es ergeht daher der Ruf, der mahnende Ruf an unsere Behörden, hier mit Latkraft einzusetzen, den großen Schab vor dem Untergange zu retten und so ein sehr gut arbeitendes Kapital anzulegen. Auch fürs Unterland soll einmal etwas geleistet werden.

Zur gef. Beachtung.

Zahlungen in französischen 1/2, 1 und 2 Franken Stücken werden von der Verwaltung bzw. Schriftleitung des Blattes nur noch bis einschließlich Dienstag den 28. d. Mts. entgegen genommen. Verwaltung und Schriftleitung.

Motorwagenverkehr für Liechtenstein.

Bis auf weiteres und bei günstiger Witterung werden bei genügender Beteiligung je an Sonntagen folgende Extrafahrten ausgeführt:

Schaan-Eschen-Schaan:
Mittags: Schaan ab 11¹/₂, Eschen ab 12¹/₄.
Abends: „ „ 7¹/₂, „ „ 8¹/₄,
„ „ an 8³/₄.

Schaan-Triesen-Walzers:
Mittags: Schaan ab 12¹/₄, Baduz ab 1⁰⁰, Triesen ab 1¹/₄, Walzers an 1¹/₂.

Die Haltestellen in den einzelnen Dörfern sind: In Schaan „Röfle“ und „Linde“, in Mendeln „Engel“, in Eschen „Kreuz“, Bendorf „3. Deutschen Rhein“, Baduz „Kirchthal“, Triesen „Schäfle“, Walzers „Post“.

Baduz, 23. Sept. Rhein-Hochwasser.

Ein erster Tag! Bang zitterte wohl vielen Liechtensteinern heute das Herz und hat den Herrgott um Nachsicht. Denn seit 1888 ging der Rhein nicht mehr so hoch wie heute, so verjährten erfahrene Männer.

Auf den Neuschnee der letzten Tage war unaufhörlicher Regen gefolgt, der den Schnee auf den Bündner Bergen bis in die höchsten Gipfel wegtraf. So stieg der Rhein im Verlaufe des heutigen Vormittags unaufhörlich und erreichte bei der Rheinbrücke in Baduz eine Pegelhöhe von 7.60 Meter. Während des Nachmittags sank er auf 7 Meter zurück, noch hoch genug um Befürchtungen gewissen Raum zu geben. Von überall her kamen warnende Heere. In Schaan und im Unterland wurde, wie wir hören, Sturm geblasen. Ein Großteil des Unterlandes flüchtete unter Wasser (Rückzug). In Triesen leiden die Felder ebenfalls, und wohl überall, links und rechts des Rheines macht sich in den Feldern der Hochdruck fühlbar. Eine ernste Lehre gibt uns dieser Tag. Trauet dem Rheine nicht! Schüchtet euch vor dem Rheine! Diesen Ruf haben wir und andere in unserem Blatte schon mehrmals erhoben. Man glaubte ihm zu wenig. Leider drohten heute unsere Befürchtungen sich fast zu bewahrheiten. Nun ist Aussicht, daß der Herrgott uns vor einer schrecklichen Katastrophe beschont.

In Zukunft aber soll und wird dem Rheine mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Ein erfahrener angesehener Baduzer Bürger schlägt unter anderem vor: Ausbaggerung des Rheinbettes

wallendem Gefühl streckte sie ihm ihre Hand entgegen. „Herr Doktor“, sagte sie gerührt, „Sie haben sie gefunden und ich glaube, Sie kommen zur richtigen, zur guten Zeit. Gehen Sie dort den Weg hinunter, sehen Sie — dort in den Felsen leuchtet ein weißes Hütchen. Da sitzt meine Gertrud. Ich habe das feine, stille Mädchen sehr lieb gewonnen. Freilich hätte ich sie bis zu meinem Tode nicht von mir lassen; aber ich frene mich, wenn sie endlich das Glück findet, das sie verdient! Und nach allem, was mir meine Tochter von Ihnen schrieb und erzählte, wünschte ich mir für Gertrud nichts Besseres!“ Eilen Sie, jede verstaunte Minute ist nicht mehr einzuholen!

Er verneigte sich und küßte ehrfurchtsvoll die kleine Hand. „Baronin —“

„Schnell! Eilen Sie!“

Er erhob sich. Dann schritt er, sich nochmals tief vor den Damen verneigend, davon. Erst langsam, dann immer schneller.

Sie sahen ihm nach, gebannt von dem soeben Erlebten. „Baronin, was haben Sie gemacht! Mein armer Lindner!“ jammerte Fräulein Wald. „Er rechnet sich auf Gertrud und sie wäre eine wohlhabende, zufriedene Frau neben dem netten Menschen geworden!“

Frau von Graunig lächelte. „Sehr gut,“ erklärte sie, „nun hat sie die Wahl zwischen zwei günstigen Angeboten und kann frei entscheiden. Warten wir ab! Wie ich meine kleine Jungfer, die Ministerstochter, kenne, läßt sie sich nur von ihrem Herzen die Entscheidung vorsehen.“

„Ich bin sehr neugierig! Mein armer Lindner erlebt vielleicht eine zweite Enttäuschung!“

Sie sahen noch eine Weile im Freien. Dann wurde es kalt und sie mußten sich in das Hotel zurückziehen. Eine halbe, eine ganze Stunde verging. Schon schalt Fräulein Wald recht kräftig über die unerhörte Rücksichtslosigkeit. Schon verfolgte die alte, milde gewordene Baronin mit Ungeduld den Beiger der Uhr und verbarg hinter den rasch vorgehaltenen Händen ihr Können. Sie

wollte nicht noch mehr von dem Jörn ihrer treuen Wald, gegen die saumlose, pflichtvergessene Gertrud, die ja schließlich, obgleich sie, eine Ministerstochter, doch noch immer ihre bezahlte Jungfer war, entfehlen. Sie ließ die andere schelten und malte sich unruhig aus, was da draußen vorgegangen sein mochte.

Fest in eine der Klippen geschmiegt, hatte Gertrud Meinhard ganz allein angesichts des Meeres gesessen. Ihre Augen hingen überwältigt an den tosenden Wasserfällen, die, vom tiefsten Dunkelblau bis zum lichtesten Smaragdgrün, fortwährend in rastloser Bewegung die Farbe wechselten. Weit und breit war kein menschliches Wesen zu erblicken. Gelpenferhast glitten am Horizont dann und wann die Umrisse von Schiffen wie Schatten vorüber.

Buerst atmete sie die scharfe Salzlust erquickt ein, empfand sie die Einsamkeit wie eine Erlösung. Gertrud umklammerte mit beiden Händen den Felsen und langsam stieg die Kälte des Steins an ihr empor und durchdrang sie.

Wenn sie die Baronin verließ und wieder die Stellung einer Gesellschafterin suchte, wenn sie sich langsam emporarbeitete und vielleicht später doch in das leer gewordene Elternhaus zu dem vereinsamten Paar heimkehren konnte!

„Nein! nein! Sie war ihnen fremd geworden. Mißtrauen und Zweifel würden ihre Vergangenheit umlarnen, ihre Gegenwart vergiften. Es gab keine Rückkehr für sie in diesen Kreis, dem sie angehörte durch Geburt und Erziehung. Was aber stand ihr bevor? Sollte sie immer fremden Menschen dienen? Sich ihnen fügen und angstvoll sparen, damit ihr Alter keinem Mangel ausgeföhrt war? Dieser Gedanke war quälend, denn welche lange, entsetzlich lange Lebensspanne lag noch vor ihr!“

Ein Seufzer, der einem aus tiefer Seele kommenden Aechzen glich, entfuhr ihr. Sie war sich klar, daß es so nicht mehr lange weiter ging. Aus all der Qual und Verzweiflung nach Georgs Tode war eine neue Sehnsucht über sie gekommen.

Ihr Herz suchte Verstehen, schrie nach einem neuen Ideal, an das es sich klammern konnte. Immer wieder versuchte sie, sich Lindner, den prächtigen, braven Lindner, ins Gedächtnis zu rufen, sich an eine Zukunft zu gewöhnen, die sie an seiner Seite, von ihm treu umhert, in ernster Arbeit —

„Nein!“

Gertrud rief es laut, denn selbst hier in dieser Einsamkeit, in diesem schmerzlichen Sehnen nach einem einzigen treuen, geliebten Menschen, vermochte sie nicht, sich als Lindners Frau zu denken. Hastig wandte sie dem Meer den Rücken und nahm ihren Sitz derart, daß sie den Ort Neerwi vor Augen hatte. Dort oben sah wenigstens eine greise, gültige Frau, die für Gertrud Meinhard Zuneigung verpirte.

Auf ihrer langen Frrfahrt, seit sie das Vaterhaus verlassen hatte, waren es drei Namen gewesen, die ihr zugetan waren: Frau Angel in Hamburg, Frau von Graunig und jene holde verstorbene Frau Hoerne, an der ihr Herz noch heute in dankbarer Verehrung hing.

Das stille, feine Heim in Magdeburg, das rührende Verhältnis zwischen der tapfern sterbenden Mutter und dem vornehmen, nicht ahnenden Sohn, das war die Dase in ihrem Dasein gewesen.

Gertrud grübelte hin und her, wo er wohl sein mochte. Sie sah ihn plötzlich vor sich, wühlte wieder das reine schweizerische, achtungsvolle Empfinden, das er ihr abgerungen hatte und das noch heute in ihr so viel Schönes und Gutes auslöste. Warum war Georg Wiesener nicht wie Ernst Hoerne gewesen? Warum glich Lindner ihm nicht? Warum hatte sie ihn nie wiedergesehen, ihn, der ihr wie der liebste Bruder, der ergebenste Freund in Worten und Briefen begegnet war?

Gertrud sah eine schlankte Männergestalt die sich nach dem Meer herunterstreckende Terrasse rasch hinabstiegen und sich nach der Strandseite wendeten, wo sie sah. Ihre scharfen Augen erkannten bald Einzelheiten der Persönlichkeit.

Plötzlich fing ihr Herz heftig an zu schlagen. „Ich träume! Ich leide an Zwangsvorstellungen!“ murmelte sie und hielt, die Abendsonne abblendend, die Hand über die Augen, um besser sehen zu können.

Dann sprang sie empor und starrte dem Ankommenden fassungslos entgegen.

Er kam immer eiliger, zuletzt beinahe im Laufschritt heran.

Schon sah sie die strahlenden Augen in dem hartlosen Gesicht, sah die schlankte Gestalt, schon hörte sie im Tone höchster Glückseligkeit den Ruf: „Fräulein Gertrud — Gertrud!“

Und dennoch stand sie wie versteinert, ungläubig, an sich und der Wirklichkeit zweifelnd, und glaubte zu träumen.

„Gertrud!“ jauchzte er, vor ihr angelangt, er griff ihre beiden Hände und rief: „Endlich! Endlich! Nun habe ich Sie gefunden und nun lasse ich Sie nicht mehr! Gertrud, sprechen Sie doch! Kennen Sie mich nicht mehr? Sagen Sie mir doch nur ein einziges Wort!“

Und da sprach sie dieses erstehete Wort, langsam, heiser vor innerer Erregung. Es war nichts weiter als sein Name, nichts als „Ernst!“

Da rief er sie an sich und willig, weinend und wachend, in einem Ueberflusse aufstrebender Gefühls, war sie an seiner Brust.

Eine Stunde später rief der Kellner die Gäste zum Saal auf, in dem die beiden Damen harrten. „Da können Sie endlich!“ rief Fräulein Wald. Die Baronin erhob sich und schritt dem Ernst in Arm eintretenden Paar entgegen. Ihr gültiges Antlitz strahlte vor Freude. Sie streckte ihre Hände aus. „Gott segne euren Bund, meine lieben Kinder!“ rief sie laut, ohne auf ihre Umgebenden zu achten.

Ende.